

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Patricia Koelle**

**Wenn die Wellen leuchten**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

*Prolog*  
*Die Sage vom Töveree Fisk*

**Im Wattenmeer**

1748

Der Novemberorkan fegte über die Inseln, riss Reet von den Dächern und jagte die Büschel in den Himmel wie geisterhafte Vögel. Die Böen ließen Wände erzittern und piffen durch die Fenster, hinter denen sich Menschen duckten und einander Geschichten gegen die Angst erzählten. Das aufgepeitschte Meer nagte an den Stränden, bis die Sturmflut ganze Stücke verschlang.

Draußen auf See klammerte sich der Steuermann an das Ruder und versuchte, durch die Tropfen zu blinzeln, die ihm wie Nadeln ins Gesicht fuhren. War es der Wolkenbruch oder Seewasser? Er versuchte mit aller Kraft, nicht den Halt zu verlieren, und dachte an seine Katharina und den kleinen Emil zu Hause in Hamburg. Bis heute hatte er stets Glück gehabt, aber diesmal zweifelte er, ob er sie wiedersehen würde.

Der Kapitän in seiner Kajüte fuhr ratlos mit dem Finger über die Seekarte und starrte finster auf den Kompass, der sich benahm wie der Koch, wenn er wieder mal heimlich zu viel Rum getrunken hatte. Der Himmel, wusste er, würde heute keine Sterne anbieten, an denen er sich orientieren konnte. Er kannte die Route genau und hatte einen scharfen Instinkt, doch diese Gewässer waren tückisch und änderten ihr Gesicht schneller, als

Seekarten gezeichnet werden konnten. Sein rechtes Schulterblatt schmerzte. Das war ein untrügliches Zeichen für Gefahr.

Von unten drang dumpfes Poltern herauf. Der Kapitän runzelte die Stirn. Wenn die Ladung der *Thalea* verrutschte, konnten sie innerhalb von Augenblicken verloren sein. Die wertvollen Kupferstäbe aus dem Harz, die für Brügge bestimmt waren, wogen schwer und trugen die Schuld an dem gefährlichen Tiefgang des alten Frachtseglers. Er hätte diesen Auftrag nicht annehmen sollen. Aber er benötigte den Verdienst dringend, und auf dem Rückweg würde die *Thalea* das berühmte flandrische Tuch in den Heimathafen bringen, und auch das versprach lohnenden Gewinn.

Doch nun konnte ihnen nur noch ein Wunder helfen, diese Nacht zu überstehen. Der Kapitän wusste, dass sie vom Kurs abgekommen waren. Er spürte, dass der Meeresgrund viel zu nahe unter dem Rumpf lag.

Um wenigstens dem Steuermann Gesellschaft zu leisten, hangelte er sich an Deck. Dort war es so finster, dass er von seinem alten Freund kaum den Umriss erahnen konnte. Er versuchte, ein Gespräch anzufangen, doch der Sturm heulte und pfiff in der Takelage, und die Wellen klatschten so laut gegen den Rumpf, dass eine menschliche Stimme hier ein Nichts war gegen die Gewalten.

Der Kapitän fuhr mit der Hand unter sein Ölzeug und sein durchnässtes Leinenhemd. Seine Faust schloss sich um das Amulett, das er trug, seit er zum ersten Mal zur See gefahren war. Es war ein Familienerbstück. Auch wenn er an das dazugehörige sagenhafte Seemannsgarn nicht glaubte, schaden würde es gewiss nicht.

Da! Er hatte die Gefahr gespürt. Für einen Moment blitzte hinter der unerbittlichen Wand aus Regen und Schaumkronen steuerbords viel zu nahe ein Licht auf, ehe es wieder vom Wasser verschluckt wurde. In diesem kurzen, grellen Augenblick sah er die Panik im Gesicht des Steuermannes. Er sah auch den Matrosen, der sich längst vom Ausguck im Mastkorb heruntergerettet hatte und nun am Bug die Reling umklammerte. Selbst wenn er rechtzeitig ein Hindernis erblickt hätte, niemand hätte seine Warnung hören können.

Da! Noch ein Licht. Diesmal vor ihnen. Leuchtfeuer! Was der Kapitän befürchtet hatte, war eingetreten. Das Unwetter hatte sie zwischen die Inseln getrieben, wo sie jederzeit auf eine Sandbank laufen konnten.

Die nasse, spannungsgeladene Luft roch nach Schlick und Schwefel. Er spürte, wie die Kanten des Amuletts scharf in seine geschwollenen Finger drückten. Das Schiff neigte sich gefährlich. Die Ladung! Wenn die Gurte nicht hielten... ...

»Jetzt bräuchten wir das Wunder«, murmelte er. »Jetzt!«

Der Steuermann sah es zuerst, packte den Kapitän am Arm und deutete aufgeregt nach Backbord. Ein bläulicher Schimmer stieg aus der Tiefe herauf. Der Kapitän hangelte sich auf die Seite und spähte vorsichtig hinunter, hoffend, dass die nächste Welle seine klammen Fäuste nicht von der Reling reißen würden.

Und dann sah er es.

Der Fisch schwamm an der Seite der *Thalea*. Er war riesig, vielleicht vier Meter lang. In der Form ähnelte er einem Rochen, mit zwei wie Flügel ausgebreiteten Flossen, die sich gemächlich auf und ab bewegten. Anders als ein Rochen besaß er jedoch zu-

sätzlich eine geschwungene Rückenflosse, die in knochigen Strahlen auslief, und einen spitzen, verlängerten Oberkiefer, beinahe wie ein Schwertfisch. Das blaue Leuchten ging von seiner Haut aus, die dunkel war, auf der jedoch eine Anzahl ringförmiger, blausilbernen schimmernder Schuppen saß. Das Leuchten wurde stärker, erhellte nicht mehr nur die aufgewühlte Meeresoberfläche und die Seitenwand des Schiffes, sondern nun auch den Meeresgrund.

Der Kapitän sah die Felsen, die Sandbank dahinter, erfasste blitzschnell die Lage. Er wandte sich um und schrie wild gestikulierend: »Steuerbord! Hart Steuerbord!«, und der Steuermann hörte es, denn auf einmal herrschte Stille.

Die Stille schien sich mit dem Licht auszubreiten. Der Sturm hielt die Luft an, der Wind schwieg, und die Wellen beruhigten sich, als hätte ihnen der sanfte, gewaltige Flügelschlag in der Tiefe eine Weisung gegeben. Selbst das Stöhnen der Planken und das Knarren in der Takelage verstummten.

Auch die Mannschaft hielt den Atem an. Die *Thalea* fuhr dicht an den scharfkantigen Steinen vorbei, die nicht enden wollten, und glitt endlich in offenes Wasser. Der Weg war nun frei, alle an Bord sahen die sicheren Tiefen in dem rätselhaften Licht vor sich liegen. Ein Blick aus einem großen, dunkelblauen Auge traf den Kapitän, dann tauchte der Fisch ab, das Leuchten erlosch allmählich, hing noch einen Moment in der Zeit wie der letzte Ton eines Liedes, der nicht verklingen will.

Dann erst kehrte der Sturm zurück, auch die Bewegung in den Wellen, doch nicht mehr mit der alten Wucht.

Der Matrose stolperte hastig über das Deck. »Herr Kapitän, Herr Kapitän, was war das nur für'n Töveree Fisk?«

»Töveree?«

»Der Junge spricht Plattdeutsch, Kapitän«, erklärte der Steuermann. »Töveree bedeutet Zauberei. Ja, was war das für ein Zauberfisch? Auch ich wüsste es gern. Das Tier hat uns vor den Felsen bewahrt. Das glaubt uns keiner, dass das kein Seemannsgarn ist! Nicht einmal meine Katharina.«

Der Kapitän zog das Amulett unter seinem Hemd hervor und betrachtete es gedankenverloren.

Ringförmig lag es in seiner Hand, schimmerte oben dunkler, unten heller, bläulich wie die Federn eines Eisvogels, wie der Himmel in einer klaren Winterdämmerung. Er wusste nicht, woraus es bestand, aber es war überraschend leicht, wog nicht mehr als die Schuppe eines Fisches.



*Rhea*

1965

Nordseeinsel Amrum





## *Von namenlosen Wassermännern*

»Da! Da ist es, das Kraabniinje! Es denkt, wir sehen es nicht, wenn es im Dreck hockt.«

»Es ist eben dumm, das Kraabniinje.«

»Dabei soll es schon acht Jahre sein. Acht Jahre und so dumm!«

»Das ist eben so, wenn man 'nen Wassermann zum Vater hat.«

Die johlende Kindermeute umringte das Mädchen, das im Sand hockte, dort, wo die Ebbe schwarzen Schlick in einer Pfütze hinterlassen hatte. Es hatte die Arme um die Knie geschlungen und balancierte geschickt auf seinen bloßen Zehen. Dadurch wirkte die kleine Gestalt seltsam leicht in ihrem Gleichgewicht zwischen Sand und Himmel. Ihre Haltung erinnerte tatsächlich an die Kaninchen, die in den Dünen zu Hause waren. Sogar ihre dunklen Locken, die nicht einen, sondern zwei Wirbel hatten, ließ der Wind wie Kaninchenohren hochstehen.

»Da hockt es und tut so unschuldig!« Ein Junge trat heftig mit dem Fuß in den Sand und ließ feuchte Brocken so hoch fliegen, dass sie das Mädchen am Rücken trafen. »Dabei ist der Kutter vom Henner Fredriksson nur wegen ihm gesunken! Wär es nicht hier, wär der Sturm nicht gekommen und der Otto hätte seinen Vater noch.«

»Was meinst du, Björn, wenn wir es in der nächsten Flut versenken, ob dann kein Sturm mehr kommt?«, fragte ein anderer.

Der Spitzname machte Rhea keine Angst. »Niinje« hatten Kinder die Kaninchen schon immer genannt. Auch ihre Mutter Filine nannte sie manchmal zärtlich so. »Keine Angst, mein Niinje!« Und auch das »Kraab«, das man nun davorgesetzt hatte, war für Rhea kein Schimpfwort. Die Strandkrabben waren ihre Freunde, vor allem die jungen, daumennagelgroßen, die sich in den Muschelhaufen im Watt versteckten und deren Existenz nur die wenigsten bemerkten. Für Rhea waren es ihre Spielkameraden, die Freunde, auf die sie sich immer verlassen konnte, und dort zu Hause, wo auch sie zu Hause war.

Jede der winzigen Krabben trug ein anderes Muster auf dem Panzer. Manche hatten die Farbe des Sandes, andere waren schwarz wie der Schlick. Am spannendsten war, dass auf jedem Panzer kleine dunkle Kreuze, winzige weiße Pfeile, Striche und Punkte zu sehen waren. Als trüge jedes der kleinen Wesen eine Botschaft.

Es schien, dass die kleinen Krabben Rheas Zuneigung erwiderten. Als Rhea sie das erste Mal in einem Miesmuschelhaufen entdeckt hatte, waren sie noch schüchtern gewesen und hatten das Weite gesucht oder sich tief in die Muscheln verkrochen. Von da an saß Rhea ganz still und beobachtete nur, bis die zarten Wesen Zutrauen fassten und sich so bewegten, als wäre sie gar nicht da.

Und tatsächlich, nach einiger Zeit gab es unter den Krabben einzelne, die sogar über ihren Fuß liefen oder eine Pause machten und Rhea nachdenklich mit ihren winzigen intelligenten Knopfaugen betrachteten. Rhea gewöhnte sich an, ihnen ihre Sorgen zu erzählen und ihre Freuden mit ihnen zu teilen.

Einmal sollten die Kinder in der Schule über etwas berichten, was sie interessant fanden. Rhea erzählte von ihren Freunden, den winzigen Krabben. Niemand verstand sie, selbst die Lehrerin lächelte spöttisch. Seitdem galt Rhea nicht nur ihrer Herkunft wegen als »anders«.

Es störte sie nicht weiter. Sie machte es wie ihre wahren Gefährten, die Krabben und die Muscheln, und zog sich in sich zurück, bis wieder Ruhe war. Zwar hatte Rhea keine Schale und keinen Panzer, aber sie entdeckte, dass man sich auch in der Stille verkriechen konnte. Ihr Schweigen verunsicherte die Angreifer oder langweilte sie, bis sie verschwanden. Die Stille schützte Rhea wie ein Krabbenpanzer, aber sie war nicht so eng. Innen war sie weit wie das Meer, und Rhea war frei darin, frei von allem, was bedrückte.

Doch noch nie hatte ihr jemand die Schuld an etwas so Großem wie einem Sturm und dem Tod eines Menschen gegeben. Rhea zog den Kopf ein und wusste nicht, ob die Stille tief genug war, um ihr auch diesmal helfen zu können.

»Eine gute Idee, Hans«, sagte Björn. »Wir werfen sie am besten bei Nacht in die See, damit sie nicht ein anderer Dummer wieder herauszieht. Oder gar ihre dreckigen Krabbenfreunde.« Er setzte einen großen, schweren Schuh auf eine Krabbe, die unvorsichtig genug gewesen war, sich nicht in den Muschelhaufen zurückzuziehen.

Rhea, die sich bisher nicht bewegt hatte, sprang blitzschnell auf und schleuderte eine scharfe Muschelschale mitten in Björns Gesicht. Verblüfft blickte der Junge in große graue Augen unter entschlossenen Brauen. In ihnen war ein Sturm unterwegs. Björn war größer und auch älter als Rhea, aber er sprang zurück und fasste

sich an die Nase. Aus einem kleinen Schnitt tropfte Blut. »Da seht ihr, wie gefährlich die Wassermann göre ist!«, jammerte er.

Hans packte Rhea und drehte ihr die Arme nach hinten. »Was soll ich mit ihr machen?« Er riss sie an den Haaren. »Haare abschneiden? Oder wollen wir sie gleich ertränken?«

Sie stand reglos und wehrte sich nicht. Aber sie sah, dass die kleine Krabbe sich wieder aus dem Sand gearbeitet und den sicheren Muschelhaufen erreicht hatte.

Björn hielt sich noch immer ein Taschentuch an die Nase. »Versenken wir sie jetzt. Je eher, desto besser! Mein Vater sagt auch, das Bastardgör taugt nichts, genau wie ihre Mutter.«

In diesem Augenblick fegte eine Bö vom Meer her über den Kniepsand, nahm dort über der sonnenwarmen flachen Weite Fahrt auf und begann, sich zu drehen. Sand wirbelte mannshoch auf und trieb direkt in Richtung der Kindergruppe.

»Au!« Die Jungen kniffen die Augen zu und rissen die Arme schützend hoch. Nadelstichscharf prasselte der Sand auf ihre Haut. Endlich wanderte der Wirbelwind weiter, entriss Björn das Taschentuch und trug es mit sich davon. Wie ein spöttisches Winken einer unsichtbaren Hand flatterte es Richtung Dünen.

»Lass sie los, Hans!«, sagte Sonja, eines der größeren Mädchen. »Wenn sie wirklich die Tochter eines Wassermanns ist, wird er zornig sein und erst recht einen Sturm schicken. Aber ich denke, sie ist einfach nur ein Waschlappen und nicht ganz richtig im Kopf. Lass sie los, wir haben Wichtigeres zu tun.«

Hans, dem der plötzliche Wirbelwind nicht geheuer schien, ließ sich das nicht zweimal sagen. Er stieß Rhea von sich, so dass sie mit den Knien in den Schlick stürzte. Johlend rannte die Meute davon.

Rhea blieb sitzen. Der weiche Schlick an ihren Knien war angenehm. Die kleine Krabbe wagte sich wieder hervor und brachte zwei Geschwister mit. Wie um Rhea zu trösten, veranstalteten sie ein Tauziehen um ein kleines grünes Stück Blasen-tang.

Eine Bewegung ließ Rhea aufblicken. War einer der Jungen zurückgekommen?

Nein, es war Lilani, die vor ihr stand und sie anlächelte. Lilani kniete sich ebenfalls hin und zeichnete mit dem Finger ein Wort in den Sand, den die Ebbe an dieser Stelle so glatt wie eine Tafel zurückgelassen hatte.

*Idioten!*

Rhea lächelte zurück. Lilanis Gegenwart tat ihr gut. Lilani war ein Wesen, das in Rheas Welt ebenso gut passte wie die Krabben.

Lilani sprach nie, deswegen schrieb sie in den Sand. Auch sie kannte die Kraft der Stille. Der Arzt sagte, sie könnte sprechen, wenn sie wollte, doch da wären Geheimnisse in ihrer Vergangenheit, die niemand kannte, und Lilani leide wohl an einer Angst, die sie stumm machte. Rhea glaubte nicht, dass Lilani Angst vor etwas hatte. Sie wirkte so sicher, als könnte nichts ihr etwas anhaben. Bestimmt, weil auch sie in der Stille wohnte, noch viel mehr als Rhea, die sich nur manchmal dort hinein-flüchtete.

Lilani, das Nachtkind. Man nannte sie so, weil sie so dunkel war – ihre Haut, ihre Haare, ihre Augen. Nicht nur das, sie liebte es auch, nachts umherzustreifen. Man hatte sie schon für einen Klabautermann oder den Geist des berühmigten Hark Olufs gehalten, des legendären Amrumer Seefahrers, der angeblich

ein Wiedergänger war. Es war kein Wunder, dass der eine oder andere erschrak, wenn er im Mondlicht nur ihr weißes Nachthemd und ihre blitzenden Zähne in der Dunkelheit gewahrte.

Bei Tag sah man in ihren ruhigen Augen nur sich selbst. Sie waren zu dunkel, als dass man einen Ausdruck darin hätte lesen können. Wie ein Spiegel waren sie, wie ein tiefer See, wie der Nachthimmel. Manchen war das unheimlich, andere zog es an. Diese Menschen störte es nicht, dass Lilani nicht sprach. Denn wenn man in ihre Augen sah, fing man an zu denken, Dinge, die einem sonst nie in den Kopf gekommen wären, und hatte genug damit zu tun.

Kapitän Reuwers und seine Frau hatten das Kind vor einigen Jahren in einem fernen Ozean auf einer Insel gefunden, nur mit einer Schwimmweste bekleidet und mutterseelenallein. Am Arm trug sie eine Binde, auf die jemand ihren Vornamen gekritzelt hatte. Von woher sie stammte, ließ sich nicht feststellen. Lena Reuwers konnte sich nicht mehr von dem kleinen Mädchen trennen, und so brachten sie es auf nicht ganz legalem Wege mit nach Hause. Abgesehen davon, dass sie nicht sprach, fügte Lilani sich gut ein. Am liebsten aber blieb sie für sich. Nur an Rheas Gesellschaft schien ihr etwas zu liegen.

Jetzt fügte sie zu dem Wort, das sie in den Sand geschrieben hatte, noch eines hinzu.

*Egal!*

»Du hast recht.« Rhea nickte ihr zu und schob den Gedanken an die wütenden Jungen beiseite. Mit der harten Schale einer Islandmuschel begann sie, einen geschwungenen Graben auszuheben. Sie beobachtete, wie das Wasser hineinlief und dem von ihr vorgegebenen Weg folgte. Schon immer fand sie es faszinie-

rend, wie sich die Dinge gegenseitig beeinflussten. Der Wind beeinflusste den Weg der Wolken. Der Sand gab den Weg des Wassers vor. Ein Hindernis wie eine Muschel änderte den Weg, den der Sand nahm, wenn der Wind ihn über das Watt pustete. Die Schnecken mussten Hindernisse und Gräben überwinden. Die Welt war wie ein Wollknäuel aus Wegen, aber sie lag nicht still wie ein Wollknäuel. Alle Fäden waren ständig in Bewegung. Rhea wurde nie müde, dieses wilde Geschehen zu beobachten und zu ergründen und manchmal selbst einen Faden zu ziehen.

Aber heute konnte sie sich nicht darauf konzentrieren. Wider Willen bedrückten sie die Worte, die ihr der große Björn in die Ohren gesetzt hatte. Sie musste an Otto denken, der nun keinen Vater mehr hatte, weil der im Sturm ertrunken war.

Was, wenn es wirklich ihre Schuld war? Sie konnte sich zwar nicht vorstellen, wie es dazu gekommen sein könnte, aber so voller Geheimnisse, wie die Welt war, hielt sie alles für möglich.